

„Grund“-Organisation. Es gibt keinen Staat, der das ganze Leben seiner Bürger beeinflusst und ihnen den Stempel jüdischen Lebens für ihr gesamtes Dasein aufprägen kann.

Unsere Bräuche, unsere Tradition: sie stärken und einigen die Juden an jedem Ort der Welt. Für viele sind die Bräuche unserer Religion zu schwierig und zu streng, wird man jedoch deswegen versuchen, das Rabbinat zu beseitigen? Wir müssen das Rabbinat akzeptieren, aber man kann es auffrischen und erneuern.

Ein Jude aus der Diaspora kommt zum Besuch ins Land, und er wird Freitagabend in ein jüdisches Haus eingeladen. Zu seiner Überraschung findet er keine Schabbath-Lichter vor. Man setzt sich zum Essen, und es gibt keinen Kiddusch. Auch das Tischgebet wird nicht gesprochen. Welches Gefühl muß dieser Jude haben, und was wird er sagen, wenn er nach Hause zurückkehrt?

Wenn Israelis ins Ausland reisen, ist das Bild nicht anders. Stellt Euch vor, daß ein ZIM-Schiff in einem Hafen an der Ostküste der USA vor Anker geht. In dieser Stadt gibt es eine jüdische Gemeinde, und deren Mitglieder hören, daß ein Schiff aus Israel gekommen ist.

Die ganze Gemeinde ist erregt. Was tun die Juden? Sie laden die Besatzung in die Synagoge ein, damit die Besatzungsmitglieder dort mit den Juden zusammentreffen können, denn wie können sie anders ihrer Identifizierung mit dem Judentum am Freitagabend Ausdruck verleihen? Und in der Synagoge zeigt sich, daß die Besatzungsmitglieder oder wenigstens die meisten von ihnen nicht wissen, wie man sich beim Öffnen und Schließen der heiligen Lade zu verhalten hat. Die meisten wissen sogar nicht, was „Schma Jisrael“ ist.

Das gleiche ereignet sich mit Sportmannschaften. Man trägt die Sportler auf den Schultern, aber später wendet man sich von ihnen ab. „Was ist das?“ — wundern sich die guten Juden in der Golah, „sie sind uns fremd.“

Hier haben wir es mit sehr schmerzlichen Problemen zu tun. Auf diesem Gebiet ist in erster Linie eine Revolution in den Begriffen der jüdischen Tradition notwendig. Ich verlange nicht, daß wir alle orthodox sein müssen. Das wäre absurd. Aber jeder von uns muß einen gewissen Begriff von der jüdischen Tradition haben. Wenn jemand von uns in eine Synagoge kommt, so soll er dort nicht fremd sein. Er darf nicht Menschen abstoßen, statt sie — wie es seine Aufgabe wäre — sie uns anzunähern. Ich kenne junge Leute, die vor ihrer Reise ins Ausland sich ins Gebetbuch, den Machsor, vertieften und das Aufrufen zur Thora lernten. Das Außenministerium instruiert angehende Diplomaten, wie sie sich anzuziehen haben, und man unterrichtet junge Leute, die nach England fahren, wie sie Messer und Gabel zu halten haben, damit sie nicht als kulturlose Wilde erscheinen. Wenn man junge Menschen darin unterweist, dann muß man ihnen erst beibringen, was Schabbath und Synagoge ist, um nicht mit eigenen Händen eine Kluft zwischen Juden und Juden aufzureißen.

15/13 „Die Welt erkaltete, der Mensch verblich ...“

Else Lasker-Schüler zum 20. Todestag (22. 1. 1945)

Von Schalom Ben-Chorin, Jerusalem

Mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung entnehmen wir der in Tel Aviv erscheinenden deutschsprachigen Tageszeitung „Jedioth Chadashot“ vom 22. 1. 1965 den nachfolgenden Beitrag:

Vor zwanzig Jahren schloß die Dichterin *Else Lasker-Schüler* ihre brennend-schwarzen Augen in der ewigen Stadt Jerusalem zum ewigen Schlaf. Auf dem Ölberg über Jerusalem wartet sie, bis am Fuße dieses Berges im Tale Josaphat die Posaune der Auferstehung ertönt. Ist ihr Grab noch heil und erhalten? Wir wissen es nicht. Ihr vertrauter Freund, der Architekt und Maler Leopold Krakauer, der auch längst nicht mehr unter den Lebenden weilt, hatte ihr aus rauhem Stein ein schlichtes Denkmal gehauen, einen Grabstein, der nur mit dem unsterblichen Namen der Dichterin beschriftet war. Viele der Grabsteine auf dem Ölberg sind heute zertrümmert, ent-

weiht, ausgerissen. Wir wissen nicht, ob auch der Stein der Dichterin darunter ist, die Peter Hille einst den „Schwarzen Schwan Israels“ genannt hat.

Zu den Gedichten ihrer letzten Sammlung „Mein blaues Klavier“, die erstmals 1943 in Jerusalem erschienen ist, gehört das ergreifende Gedicht „Die Verscheuchte“, in welchem die Dichterin in die erschütternde Klage ausbricht:

Die Welt erkaltete, der Mensch verblich,
Komm bete mit mir — denn Gott tröstet mich ...

In diesen zwei Zeilen ist alles gesagt, was über die letzten Jahre der Dichterin gesagt werden kann. Ihre Welt war erkaltet: die Welt ihrer heißen Träume, der „Nächte der Tino von Bagdad“. Eine vom Krieg geschüttelte, von Verfolgung verwüstete, von Haß verzerrte Welt umgab sie. Der Mensch verblich in dieser Welt, die sich so heillos von ihrem Schöpfer entfernt hatte, daß die Dichterin sagen konnte: „Gott weint ... ergraut kommt seine kleine Welt zurück / Die Er in Seiner Schöpfung schnitt aus himmlischem Türkise.“ Sie selbst, die Dichterin Else Lasker-Schüler, war in dieser erkalteten und ergrauten Welt eine „Verscheuchte“ geworden, die heimatlos durch die Zeit und die Straßen Jerusalems hastete, getrieben von einer unheimlichen Ruhelosigkeit, nach Liebe hungernd: „Wie lange war kein Herz zu meinem mild ...“

Sie hatte viele Freunde und war doch furchtbar einsam. Sie war stadtbekannt, aber man lachte hinter ihrem Rücken; sie spürte es. Man bewunderte sie, und — man wich ihr aus.

Als sich der Sturm erhob, der sie aus Berlin wegfegte, wo sie als „Königin des Romanischen Café“ residiert hatte, fand sie zunächst in der Schweiz, in Zürich, Asyl. Aber sie konnte dort nicht heimisch werden. Ihr Herz brannte für Jerusalem. Noch in ihrer Heimatstadt Elberfeld dichtete sie 1913 hebräische Balladen, ohne hebräisch zu können. Aber ihr Herz sang hebräisch. Der große hebräische Lyriker Uri Zwi Grünberg hat ihr das später bestätigt. Sie gebrauchte Gleichnisse der Kabbala, ohne sie zu kennen. Ihr Wissen lag in ihres „Blutes Mostvergorenheit“, wie sie es selbst in ihrem großartigen Gedicht „Mein Volk“ nannte.

Und dann übersiedelte sie — in den letzten Jahren ihres ruhelosen Lebens — nach Jerusalem, sie kehrte heim in das „Hebräerland“, wie sie 1937 ihr schönes Reisebuch über das Land Israel nannte. Sie kam in ihr Eigentum, und die Ihren nahmen sie nicht auf. Sie „suchte allerorten eine Stadt, die einen Engel vor der Pforte hat“. Sie fand diese Stadt nicht — auch nicht in Jerusalem. Das war ihr großer, ihr größter Schmerz. Aber wie sollte sie in dem irdischen Jerusalem ihr himmlisches Jerusalem finden? Man stelle sich vor, Hölderlin wäre nach Athen übersiedelt. Hätte er sein Griechenland dort gefunden?

Else Lasker-Schüler träumte weiter in Jerusalem von Jerusalem. Hier schrieb sie: „Gott baute aus Seinem Rückgrat: Palästina, aus einem einzigen Knochen: Jerusalem.“

Diese Formulierung ist typisch für den archaischen Bildreichtum ihrer Sprache. Der Mythos der Genesis von der Erschaffung der Eva aus der Rippe Adams wird hier aufgegriffen und umgewandelt. Alles unbewußt. Sie dachte nicht, sie dichtete, sie verdichtete das Unsagbare in die Wortgebilde ihrer Dichtung. Wenige verstanden sie: Langsam aber wird sie mehr und mehr gehört. Ihre Stimme ist nicht verhallt. Die müde, gehetzte Frau, die zusammengekauert in Jerusalem im (längst nicht mehr existierenden) Café Cercle hielt, eindringlich zu dem kleinen Kreis von Menschen sprechend, die sie verstanden, ist heute eine gefeierte Dichterin, eine Klassikerin. Nach Annette von Droste-Hülshoff gilt die Lasker-Schüler als die größte Lyrikerin deutscher Sprache.

Der nun auch schon verstorbene Züricher Regisseur Ernst Ginsberg gab 1951 eine 630 Seiten umfassende einbändige Auswahlgabe ihrer Werke im Kösel-Verlag in München heraus¹. Im selben Verlag liegt nun eine dreibändige Gesamtausgabe der Werke von Else Lasker-Schüler vor: Friedhelm

¹ Vgl. FR V, 17/18, 1952/53, S. 421.

Kemp gab die Gedichte (1902—1943), Dramen und Prosa heraus, den Nachlaß editierte (1960) der in Jerusalem lebende Schriftsteller Werner Kraft. Weiteste Verbreitung aber fand die Sammlung der Gedichte von Else Lasker-Schüler „Helles Schlafen — dunkles Wachen“, die als Nummer 1 der lyrischen Sonderreihe des Deutschen Taschenbücher-Verlages erschien. Dieser Titel umreißt genau die Situation dieser Dichterin, deren Realität der Traum gewesen ist.

Im Büro des IOME in Jerusalem bewahrt der Sekretär dieser Organisation mitteleuropäischer Einwanderer, der Dichter Manfred Sturmann, in einem feuerfesten Schrank den Nachlaß der Dichterin. Anfragen aus aller Welt laufen bei ihm ein. Übersetzungen der unübersetzbaren Werke wurden vorgenommen, auch auf Schallplatten gesprochen. Welch ein Verlust, daß ihre eigene Rezitation, mit Glöckchenbegleitung, nicht mehr auf Schallplatte oder Tonband (damals noch unüblich) festgehalten wurde! Mir klingt der singende Ton ihres Vortrages noch im Ohr, wenn ich in den Gedichten lese. Aber die Zahl ihrer Hörer wird immer kleiner. Wir haben sie noch gehört — die Lasker-Schüler; die heutige Generation kann sie nur lesen. Es ist nicht dasselbe. Denn die Stimme war wie ein Abendwind von Eden oder ein Schluchzen an der Klage-mauer oder ein Jubel Schulamits, die ihren Hirten auf den Bergen Judas gewährte. Die Stimme klingt uns noch im Ohr, aber das Wort der Dichterin wirkt weiter. Es ist nicht leiser geworden in diesen zwanzig Jahren. Im Gegenteil — es wird heute mehr gelesen, kommentiert, ergründet als je zuvor. Studenten schrieben Dissertationen über die Dichterin, ihre Briefe werden gesammelt. Das ist keine leichte Arbeit, denn in oft unlesbarer Schnörkelschrift, mehrere Schichten übereinander schreibend, vertraute sie z. B. der Postkarte ganze Sammlungen von Vers- und Prosazeilen an. Sie zu entwirren ist noch der Zukunft vorbehalten.

Ihre größten Inspirationen erhielt Lasker-Schüler aus der Bibel. Was die Droste über die Bibel sagte, konnte auch die Lasker-Schüler sagen:

Bruder mein, so laß uns sehen
Fest auf Gottes Wort!
Die Verwirrung wird vergehen,
Dies lebt ewig fort.

Ein Gran Ewigkeit ist aber auch in ihr eigenes Wort mit eingegangen. Es ist das Wort einer unablässigen Gottsucherin, die bekennen durfte:

Ich suchte Gott auf innerlichsten Wegen
Und kräuselte die Lippe nie zum Spott.
In meinem Herzen fällt ein Tränenregen.
Wie soll ich dich erkennen lieber Gott ...

Sie konnte in frommem Ernst sagen: „Wenn wir ganz tief graben — vielleicht stoßen wir auf Gott.“ Sie hat mit dieser im Gespräch hingeworfenen Äußerung eine Wende der Theologie angesagt. Die Lasker-Schüler las keine gelehrten theologischen oder philosophischen Werke. Aus ihrem Herzen erblühten wie Wunderblumen die tiefsten Erkenntnisse. Sie konnte ganz unbefangen Arnold Zweig nach einem Vortrag fragen „Glauben Sie an Gott?“ und ihn damit in Verlegenheit versetzen. Sie selbst „glaubte“ nicht an Gott — sondern lebte mit Ihm, was viel mehr ist. Sie war immer im Dialog mit dem Ewigen. Sie hatte Visionen: Engel erschienen ihr. biblische Gestalten besuchten sie in der Armut ihres dürftigen Zimmers.

Man stelle sich aber nicht vor, daß sie in mystischer Kontemplation ihre Tage verdämmerte. Sie war (man glaube es oder nicht) ein politischer Mensch. Sie wollte mit mir zum Zionistenkongreß nach Genf fahren, sie wollte mit dem ewigwigen Jerusalemer Schriftsteller Gerson Stern zu Stalin nach Moskau fliegen. Sie schlug Fritz von Unruh als Präsident Palästinas vor und wurde sehr böse, als ich kalauerte: „Hier haben wir schon Unruh genug.“ Sie berichtete von Hitler, daß er wahnsinnig sei und die dicksten Teppiche zerbeiße, sie schwärmte (leider) von Mussolini, den sie vor der Irreführung durch Hitler bewahren wollte. Sie marschierte tapfer mit in einer Jerusalemer Demonstration gegen das britische Weißbuch, das die Einwanderung nach Palästina abtrockeln wollte. Sie bangte um die Zukunft Israels und sagte: „Wenn sich die Juden nicht bessern, wird Gott ein anderes Volk erwählen.“ Sie konnte sehr bitter werden und sagen: „Das ist nicht mehr Erez Israel; das ist schon Erez-Miesrael ...“ Sie war nicht pathetisch. In einem Gemisch von Berlinerisch mit Anklängen an jenes Wuppertaler Platt, in welchem ihr Drama „Die Wupper“ geschrieben ist, konnte sie realistisch sein — aber immer zugleich surrealistisch.

Bei der Trauerfeier für die Dichterin vor zwanzig Jahren in der Synagoge „Emeth Weemunah“, die sie regelmäßig besuchte, sagte der Rabbiner der Gemeinde Dr. Kurt Wilhelm (heute Oberrabbiner von Schweden) [s. u. S. 168 f.]: „Wenn wir alle längst vergessen sein werden, wird diese Frau noch leben.“ Ein wahres Wort — das sich bereits in den letzten Jahrzehnten zu erfüllen begann.

Neben der blauen Blume der Romantik steht das blaue Klavier der Else Lasker-Schüler, von dem sie sang: „Es steht im Dunkel der Kellertür, / Seitdem die Welt verrohte.“ Es wurde aus dem Dunkel der Kellertür wieder hervorgeholt und eine große Gemeinde in aller Welt, wie sie es selbst beschrieben hat: „Sterb ich am Wegrund wo, liebe Mutter, kommst du und trägst mich hinauf zum blauen Himmel ...“

16. Literaturhinweise

Clemens Bauer: Deutscher Katholizismus. Entwicklungslinien und Profile. Frankfurt/M. 1964. Verlag Knecht. 136 Seiten.

Der Freiburger Historiker Clemens Bauer faßt in diesem Bändchen vier verschiedene, aus den letzten acht Jahren stammende Einzelbeiträge zusammen, die alle trotz ihrer divergierenden Themen um den Fragepunkt „Deutscher Katholizismus“ kreisen und dessen Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert zu verdeutlichen suchen. Bauer erörtert im ersten Beitrag „Bild der Kirche — Abbild der Gesellschaft“, ausgehend von „dem Neuen, das jüdische und christliche Religion in die Welt des Religiösen und unter die Weltreligionen“ gebracht haben, „daß sie Religionen der Geschichtlichkeit und der konkreten Sozialität sind“ (S. 10), was dies für die Kirche bedeutet hat und bedeutet, nämlich daß sie in ihrer jeweiligen

äußeren Gestalt weitgehend durch die jeweilig vorgegebenen Sozialstrukturen ihrer Umwelt geprägt wird, wie etwa „die innere Ordnung der judenchristlichen Gemeinden ... von Anfang an in der Ältesten-Ordnung die Struktur der jüdischen Kultgemeinschaft“ abbildete (S. 13 f.).

Die weiteren Beiträge zeigen die Wandelbarkeit der Kirche bzw. speziell die Wandlung des „Deutschen Katholizismus“ (der Begriff wird im zweiten Beitrag geklärt) und seines Selbstverständnisses, in der Konfrontierung von „Deutschem Katholizismus und bürgerlicher Gesellschaft“ (II), an Hand des „Staatslexikon der Görres-Gesellschaft“, das als „Spiegel der Entwicklung des deutschen Katholizismus“ befragt wird (III), und schließlich an Hand der „Selbstbildnisse des Franz Xaver Kraus“ (IV) in seinen Tagebüchern.

R. P.